

Andachten im Walddom

Von Hugo Otto

Nichts reicht in meinen Jugenderinnerungen so weit zurück, als das innige Verhältnis des Knaben zur Allmutter Natur, die er liebte, ohne sie persönlich zu kennen. Sie war für mich von Jugend an der „liebe Gott“, der unsichtbar seine reichen Naturgaben schenkte und mich Freuden ohne Zahl erleben ließ. Schon als 10jähriger Knabe machte ich mir Gedanken über ihn und über religiöse Fragen, die eine Folge der unverständenen Schulweisheit über biblische Dinge waren.

Wenn wir Brüder an warmen Sommertagen im Waldgras auf dem Rücken lagen, dann bohrten sich meine Augen und Gedanken in den Himmelraum ein. Manches Mal habe ich dann die Frage an die Kameraden gestellt: „Wie hoch mag wohl der Himmel sein?“

Das Ausdenken dieses Gedankens ist für den Menschen, der an die Endlichkeit gewöhnt ist, unmöglich. Grübelnd hat sich auch im späteren Leben manchmal dieses Problem eingestellt, immer mit dem Ergebnis, daß die Unendlichkeit für den Menschen unfaßbar ist.

Bei der Vertiefung in das Naturleben reihte sich in der Folgezeit ein Schöpfungswunder an das andere. Je mehr sie sich mehrten und in der Tiefe erfaßt wurden, desto mehr schwanden die biblischen Erzählungen mit ihrer „Märchenwelt“ aus der wachsenden Einsicht des älteren Knaben. Was von den Belehrungen der Schule und der Kirche blieb, waren die Naturpsalmen sowie die tiefinnigen Glaubenslieder Martin Luthers, Paul Gerhards usw. Die Religionsphilosophie des Katechismus blieb mir dauernd unverständlich, und ich denke auch heute noch schauernd an das blöde Auswendiglernen dieser Hirngespinnste zurück.

Meinen Gott habe ich von Kindheit an in der großen Heimlichkeit und in der Unererschöpflichkeit der Wunderwelt der Natur gefunden. In den schwersten Lebenslagen war mir die Natur die liebe Trösterin, die Allmutter, die das gequälte Menschenherz in ihren gütigen Armen genesen ließ. Aber sie hilft nur dem, der sich ihr anvertraut und der sie gläubig lieb hat. Einem Menschen, der zu ihr nicht das richtige Verhältnis hat, bleibt sie ewig fremd.

Diesen Naturgott, den schon die alten Germanen verehrten, bis das Christentum ihn in den Schatten stellte, trifft der Naturgläubige in der trauten Einsamkeit und Heimlichkeit der Wälder, Heiden, Wasserlandschaften, Moore, Gebirge und Meere. Er ist allüberall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seinen Leidenschaften und seiner Unruhe.

Mit diesem Gott, der die Natur ist, habe ich die innigste Verbindung in den heimlichen Naturwinkeln und in der Herrlichkeit natürlicher Landschaften von Kindheit an gepflogen. Er erschien mir in der Vielgestaltigkeit des Lebens und Webens der Pflanzen und Tiere, in den Weiten des Rundblicks auf Bergeshöhen, in der Pracht der Gestirne, in der Gewalt brausender Stürme, in der Urkraft der Gewitter und in der unfaßbaren Unendlichkeit glitzernder Meeresflächen.

* * *

Um die Zeit der herbstlichen Abendröte stehe ich im Randgebüsch der Eversloher Waldwiese auf dem Hasenanstand. Es ist so ruhig ringsum, daß ich den eigenen Herzschlag spüre. Ein Rotkehlchen singt dem schlummermüden Naturleben seine letzten Wiegenlieder im Gipfel einer weißstämmigen Birke, die von den scheidenden Sonnenstrahlen umschmeichelt wird. Ich sinniere über die

Sonne und ihre Bahn, über den Jahreszeitenlauf in der Heimat, über den Vogelzug und seine Rätsel, ewig umgrübelt und doch nie gelöst; nachher erglänzt der Abendstern am Himmel in unendlichen Weiten, der schönste Edelstein auf der Tarnkappe der Nacht, immer wieder nach großen Gesetzen seine Bahn ziehend, die im Räderwerk eines gewaltigen Weltensystems ein winziges Zähnlein bedeutet.

Ein Gottesdienst im Dämmerlicht einer stillen Waldwiese!

* * *

Auf einem Pirschgange bin ich bei günstigem Winde an eine Waldblöße gekommen, die im Frieden eines scheidenden Julitages liegt. Noch prallt volle Sonne auf die kahle Fläche, die ein kleiner Waldbrand im vorigen Jahre verursacht hat. Im aufgewühlten Sandbad eines ehemaligen Wildkaninchenbaues liegt ein Gesperre Fasanen und hundert sich. Ich blicke in ein Idyll tierischen Familienlebens, in dessen Mittelpunkt das Mutterglück steht, umrahmt von der Zutraulichkeit und der innigen Anhänglichkeit der niedlichen Kinder.

Durch den weiten Heimatforst zieht in der Sommerzeit die Sorge der Alten um die Nachkommenschaft. Wunderbar, wie die Natur neben der Selbsterhaltung in unendlichen Abwandlungen die Fortpflanzung der Art bei allen ihren Geschöpfen in eigenartige Formen gekleidet hat, die das größte Glück und das tiefste Leid umfassen können.

Schon das Wissen um die Einrichtungen Allmutter zur Erhaltung von Pflanze und Tier sind Grundlagen zu einem sinnigen Gottesdienste, bei dem der Mensch zu der Erkenntnis kommen muß, daß er nur ein verschwindendes Pünktchen in diesem Schöpfungsplane ist, keine Ausnahmestellung einnimmt, vielmehr in der Kameradschaft von Pflanze und Tier nur ein Glied ist, das auf dem höchsten Punkte der Entwicklung angekommen ist. Wo nahm dieser Aufstieg seinen Anfang? Wer gab ihm den Anstoß? Wer schuf die großen Gesetze des Lebens in der Natur, deren Inhalt der Mensch nie ergründen wird. Wo entstand der erste Keim der Liebe der Mutter zu ihrem Kinde, die aufopferungsfähig bis zur Hingabe des eigenen Daseins ist?

Wieder eine Naturpredigt in einem stillen Waldwinkel, in der der winzige Mensch die Größe des Schöpfers ahnt, sie aber in Demut nie zu erfassen vermag.

* * *

Ich hocke auf einem Wurzelstubben in der Deckung eines dichten Fleggebüsches, das sich in einer Gruppe hoher Kiefern befindet, die in einem großen Eichen- und Buchenhochwald eingesprengt ist. Hier ist ein beliebter Rast- und Schlafplatz vieler Vögel im Forst. Heute will ich ihr „Zu-Bette-gehen“ einmal in aller Heimlichkeit kennenlernen.

Unweit meines Versteckes im dunkelgrünen Stecheichenhaine steht am Rande der Kieferngruppe im herbstlich-bunten Laubwald eine alte, wipfeltrockene Eiche, die ihr kahles Geäst in die sonnige Spätnachmittagsluft reckt. Ich kenne diesen absterbenden Waldriesen schon seit langer Zeit von Anstands jagden auf Wildtauben her.

Etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang stellen sich die ersten Gäste ein. Ein großer Mäusebussard hakt zunächst auf, nestelt an seinem Fittich und sitzt dann behäbig in den röllischen Strahlen der scheidenden Sonne. Plötzlich wirbelt eine Rabenkrähe auf den Maufer nieder, hemmt ihren Sturzflug in seiner Nähe, schreit laut ihren knarrenden Kampf Ruf „Krü, krü, krü“ in die Weiten mit dem Erfolge hinaus, daß bald auch noch andere Schwarzkittel sich einstellen, die ebenfalls den Raubvogel attackieren, bis dieser sich in die Lüfte schraubt, umfollt von seinen Hassern, die erst von ihm lassen, als er in den Gipfeln einer Waldung untertaucht.

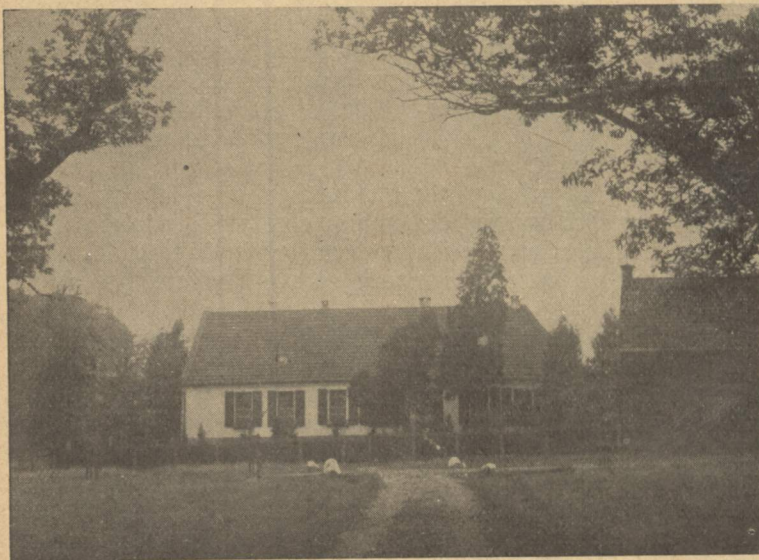
Ein Ringeltauber sitzt seit wenigen Minuten rucksend auf einem Astzinken. Es stört ihn nicht, als ein Turmfalk, der über einer Waldwiese mehrere Male gerüfelt hat, sich in seiner Nachbarschaft einstellt; schließlich strich er wieder ab. Dann schwangen sich drei Ringeltauben ein und schauten von ihrem Lugins-Land über das Gipfelmeer hin.

Als die Sonne am Horizont schnell versank und ihre letzten Strahlen den trockenen Astgipfel verlassen hatten, schwebte eine Wildtaube in den Kiefernhorst und stellte sich auf einem Aste dicht am Stamm zur Nachtruhe ein. Sie duckte sich nieder und schob den Kopf in den Schulterfittich. Eine Taube folgte der anderen. Auch aus der Ferne kamen Schwärme von einem Duzend und mehr Stück, die bei zunehmender Dämmerung nach kurzem Sichern aus der Luft sofort einfielen. Wie es den Anschein hatte, nahm jede Taube ihren bestimmten Schlafplatz ein. Sehr spät, als die Dämmerung schon weite Fortschritte gemacht hatte, flog wie ein großer Schatten ein Mäusebussard niedrigen Fluges durch das Geäste und stellte sich im Genadel einer Kiefernkrone ein, um dort die Nacht zu verbringen. Bei Tage sah ich nachher, daß unter seinem Ruheplatz Gestüber und Gewölle vorhanden waren, die er während der Nacht und der Reinigung am frühen Morgen von sich gegeben hatte. Unter den Schlafbäumen der Ringeltauben lagen weiße und blaue Federn sowie Taubenlosung in beträchtlicher Menge umher.

Während meines einstündigen Aufenthaltes im Taubenschlafgehölze war die Kulturwelt mit ihrem Getöse für mich völlig versunken. Sie war in meinem Denken ausgelöscht, und meine Sinne lagen außer mir bei der Beobachtung meiner Umwelt im Banne Allmutter's.

Eine feierliche Seelenstimmung beherrschte den andachtsvoll Laufenden, dessen Denken von dem Verhalten der Vogelwelt bei der Sicherung am Schlafplatz gefesselt war, wo auch Störungen durch Hühnerhabicht und in der Nacht durch Edelmarder und Eulen vorkommen, die hin und wieder einer Taube das Leben kosten. Vorsicht ist also durchaus am Platze.

Auch ein solcher Blick in das rätselhafte Getriebe der Natur ist eine Andacht, bei der dem still Sinnenden seltene Gedanken über Gott und Welt, Mitgeschöpfe und das eigene Ich aufsteigen. Geist und Gemüt werden beschwingt und schlagen eine Brücke von der nackten Alltäglichkeit zu weltfernen Träumen, vom flüchtigen Augenblick zu Ewigkeiten.



Oberförsterei
in Hiesfeld

Anfang Juni sitze ich auf einer Kanzel an einem großen Fuchsbau. Es ist fast windstill in den Stunden des sich neigenden Sonnenballes. Ich weiß, daß in der alten Räuberburg Malepartus Frau Ermeline seit einigen Wochen sieben Jungfuchse gewölft hat. Die Rasselbande hat dem Mutterfuchse das letzte Fett von den Rippen gesogen. Überall werden in der Nachbarschaft dieses Gebietes im Forst bei den Bauern Klagen laut, daß Füchse ihnen die Hühner und Enten stehlen. Als ich mich zu dem Hochsitz schlich, gab der Mutterfuchs, der von mir Wind bekommen hatte, bellende Warnrufe von sich, durch die die kleinen Reinekes in den Bau gescheucht wurden.

Zunächst war es in der Umgebung meines Hochsitzes still. Im Eichenstangenholz rangen sich aus dem Laub des Vorjahres überall die frischen Wedel des Adlersaumsfarns hervor. An manchen Stellen standen Sträucher schwarzen Holunders, die mit weißen Blütenbüscheln bedeckt waren. In der Nähe schlängelte sich Geißblatt, im Volksmund „Jelängerjelieber“ genannt, bis in die Kronen der Eichen, oder es bildete im Buschwerk der Haselsträucher und des Faulbaums niedliche Lauben, die die Dolden gelblicher, honigdustender Blüten trugen. Unweit rief ein Kuckuck und piffte ein Pirol. Ein Turteltaubchen schnurrte auf dem trockenen Ast eines Überhällers. Da fiel mein Blick auf eine Bewegung in einer Ausfahrt, in der das lauernde Gesicht eines Fuchseins sichtbar wurde. Der Kleine prüfte den Wind und spitzte die Lauscher. Plötzlich war er draußen, und hinter ihm drein kamen nach und nach ein halbes Duzend Reinekes vor den Bau. Sie berochen Knochen und Federn, fanden aber nichts mehr zum Kauen. Neugierig beäugte ein Jungfuchs einen stahlblauen Mistkäfer, der in einem Häuflein Kaninchenlosung wühlte. Zwei Welpen gerieten sich in die Wolle und balgten sich am Boden. Andere besahen sich die Spielerei und waren bald in dem Knäuel verwickelt. Sie kugelten durcheinander, versingen sich mit den kleinen Gebissen, knurrten sich an, schlugen Purzelbäume und lagen gleich nachher auf dem Rücken, um einen Kameraden abzuwehren. Da entdeckte mich ein Eichelhäher, der in die Nähe meines Sitzes gestrichen war, krächzte scharf und stob entsezt von dannen.

„Husch!“

Alle Füchse waren von der Bildfläche wie fortgewischt und zu Bau gefahren. Aber schon nach wenigen Minuten witterte ein Näschen wieder in einer Ausfahrt, und einige Augenblicke später balgte sich die ganze Gesellschaft wie junge Hunde im Sande.

Mutterseeleallein und weltvergessen sah ich dem Naturleben in meiner Umgebung zu. Der Frieden in der Natur war nur scheinbar vorhanden. Mißtrauisch achteten alle Tiere auf Geräusche und Bewegungen in ihrer Nähe. Die eigene Sicherheit ging ihnen über alles.

Von der Geburt an begann dieser Kampf ums Dasein und setzte nie aus. Um ihn führen zu können, haben die Tiere mannigfache Waffen, Schutzfarben, Schnelligkeit, vortreffliche Sinne, Schutzbauten und andere Einrichtungen, um deren Entstehung und Entwicklung sich die Gelehrten bis zur Stunde streiten. Wie gering ist doch unser an sich gewaltiges Wissen, wenn wir es mit den großen Fragen des Weltalls und der Natur auf Erden messen, die nur hin und wieder dem Forscherfleiß oder dem Riesen „Zufall“ einen Blick auf das verschleierte Bild der Wahrheit gestatten.

Zu solchen Fragen regt auch die ungestörte Einsamkeit im stillen Waldwinkel auf dem Hochsitz am Fuchsbau an.

* * *

Als 15jähriger Knabe war ich von Forsthaus Fernewald bei Sterkrade aus in den nahen Hiesfelder Wald gewandert, um Erdbeeren zu pflücken, die dort auf manchen Blößen den Grassteppich überreich stickten. Wenn ich mich auf eine solche Matte legte, konnte ich in meiner Nachbarschaft Hunderte der aro-

matifchen Früchte erreichen und verzehren. Das war das Leben eines echten Faulpelzes, das viele Knaben zu schätzen wissen.

Während des Pflückens zog ein Gewitter herauf. Schwere Wolkenfäcke schleppte der Wind von Südwesten heran, die in kurzer Zeit das Waldland verdunkelten und mich veranlaßten, den halbstündigen Heimweg durch den mehrhundertjährigen Eichenhochwald beschleunigt anzutreten. Aber ich war erst wenige Minuten gewandert, als ein immer stärkeres Brausen anhub, das mit heftiger werdenden Blitzen und rollenden Donnern verbunden war. Das Rauschen in der Luft machte rasche Fortschritte und kam immer näher. Ich wußte aus der Erfahrung, daß es von Regengüssen herrührte, die auf die Blattdächer des Forstes prasselten. Schon fielen die ersten schweren Regentropfen, und im Handumdrehen war eine Finsternis vorhanden, als ob die Nacht hereinbrechen wollte. Stärker wurden Blitz und Donner. Näher rückten sie heran. Immer kürzer wurde die Pause zwischen grellen Blitzschlangen und knatternden Donnerschlägen. Unheimlich wurde es im Wald. Ich hatte schon manches Gewitter in den Heimatforsten mitgemacht; aber noch niemals war mir die Naturgewalt so unheimlich erschienen. Der Grund lag einmal in dem Umstande, daß ich mutterseelenallein dem Unwetter ausgesetzt war. Sodann aber verstärkte die Umgebung des alten Laubholzhochwaldes die unheimliche Wucht der elektrischen Kraft, die noch durch die tiefe Dämmerung an Leuchtkraft gewann. Zu alledem setzte Hagel ein, dessen Körner die Größe von Taubeneiern annahmen, die ganz empfindlich schmerzten, wenn sie das Gesicht streiften oder auf die Stiefelspitzen niedersausten. Ich zog den Kopf in die Schultern ein, um mich möglichst gegen sie zu schützen.

„Krrrracks! Ratafatata . . . Racks!“

Ein knatternder Blitz, der meine Umgebung grell erleuchtete, und dann ein schmetternder, messerscharfer Knall!

Ich war fast in die Knie gesunken. In der Nachbarschaft war ein Blitzstrahl in eine Eiche gefahren und hatte sie in einem breiten Spalt von der Krone bis zum Wurzelhals aufgerissen; dann verlor sich die Blitzbahn in die Erde.

Alles in mir war Angst vor der Urgewalt dieser Entladungen. Ich wagte kaum zu atmen. Mein Denken war fast erloschen. „Nur heim zu Menschen!“ war der einzige Wunsch, der sich in dieser Not in mir regte.

Hundert Meter vom Forsthaus entfernt lag ein kleinbäuerliches Anwesen. In dieses Haus flüchtete ich mich aus der Welt der Naturgewalten, weil ich nicht mehr imstande war, den kurzen Weg bis ins Elternhaus zurückzulegen. Welch ein Aufatmen . . . bei Menschen! . . .

Diese Predigt des Donnergottes steht nach 50 Jahren noch ungeschwächt in der Erinnerung des ehemaligen Waldbuben.

Der niederrheinische Schriftsteller Hugo Otto hat von 1889—1907 im elterlichen Forsthaus Fernewald, das an der Ortgrenze des Hiesfelder Waldes liegt, gelebt. Hier hat er von seinem 14. bis 32. Lebensjahre die Natur seiner Heimat erlebt. Die obigen Erlebnisse sind dem noch nicht gedruckten Buchmanuskript „Heimat- und Naturfreunde“ entnommen.

Önn welk Blatt

Eck blahj in ollö Bühker,
dohr fällt mej innö Hann ön Blatt,
— öt steht nekß drop geschrewen,
weiß — grüne Färw es hatt!

Dat Blatt soht es ahn Täckskan
vann'n ollen Lennenbohnm;

Diej Lenn stonn in dat Dörpken,
wohr — op dö Welt eck kohm.

Dat Blatt es gehl on welk,
häht lang dö Klöhr verlör'n;
vör minnö Ogen awer stellt öt,
— — minn Dörp — dat mej gebor'n!

W. Neukötter, Hünge.